

YU-JEONG SONG

DIE BUCHHANDLUNG DER  
*Erinnerungen*

Roman



Yu-jeong Song  
**Die Buchhandlung der Erinnerungen**



YU-JEONG SONG

DIE BUCHHANDLUNG DER  
*Erinnerungen*

Roman

Aus dem Koreanischen  
von Philipp Haas

List

Besuchen Sie uns im Internet:

[www.ullstein.de](http://www.ullstein.de)



Die Originalausgabe erschien 2014

unter dem Titel *Gieogseojeom*

bei Dasan Publishing, Seoul

List ist ein Verlag  
der Ullstein Buchverlage GmbH

ISBN: 978-3-471-37005-6

© 2024 by Song Yu-jeong  
© der deutschsprachigen Ausgabe  
2025 by Ullstein Buchverlage GmbH, Friedrichstraße 126,  
10117 Berlin

Wir behalten uns die Nutzung unserer Inhalte für Text und  
Data Mining im Sinne von § 44b UrhG ausdrücklich vor.  
Bei Fragen zur Produktsicherheit wenden Sie sich bitte  
an [produktsicherheit@ullstein.de](mailto:produktsicherheit@ullstein.de)

Gesetzt aus der Scala by *pepyrus*

Druck und Bindearbeiten: GGP Media GmbH, Pößneck

*Nacht, in der die Sonne nicht  
untergeht*







»Welche Beschwerden führen Sie denn zu mir?«, fragte mich der Arzt an jenem Tag.

Geschickt bog ich die Wahrheit ein Stückchen zu-  
rechtf.

»Das Atmen fällt mir sehr schwer. Ich fühle eine  
Enge in der Brust, deren Ursache mir nicht ganz klar  
ist.«

Rückblickend kann ich mir nicht mehr erklären, wie ich gerade in dieser Arztpraxis gelandet war. Die Praxis lag weder in meiner Wohngegend noch im Stadtzentrum, und sie hatte auch keine lobenden Bewertungen vorzuweisen. Durchstöbere ich meine nicht vorhandene Erinnerung an jenen Tag nach einem möglichen Grund, so gab vielleicht den Ausschlag, dass Wochenende war. Und dass ich jemanden brauchte, der mir sofort hel-

fen konnte – oder vielmehr, der mir ein Medikament, das sofort half, verschreiben konnte.

Die Suchmaschine wies mir den Weg zu einem alten Gebäude, das in einem fünfzehn Autokilometer entfernten Marktviertel lag. Wie nicht anders zu erwarten, führte mich mein Navi nicht zur Parkplatz einfahrt, sondern an den Haupteingang des Gebäudes, sodass ich mich in Geduld üben und auf der Suche nach der Einfahrt eine Weile herumkurven musste. Doch zu dem Gebäude gehörte schlicht kein Parkplatz. Nachdem ich den Block dreimal erfolglos umrundet hatte, schaffte ich es, den Wagen auf einem der öffentlichen Parkplätze am Fahrbahnrand abzustellen.

Aus der Nähe betrachtet, befand sich das Gebäude in einem noch viel schlimmeren Zustand, als es im Vorbeifahren den Anschein gehabt hatte. Die beigefarbenen Hochglanzfliesen an der Fassade waren an vielen Stellen abgesplittet, und die angebrachten Werbetafeln waren von einer Staubschicht überzogen. Links vom Eingang befand sich ein Laden, in dem Kirmskrams aller Art verkauft wurde. Und auf der rechten Seite war eine altmodische Schreibwarenhandlung jener Sorte, wie sie vor zwanzig Jahren, als ich noch zur Grundschule ging, üblich war. Vor deren Eingang stand ein riesiges rotes Sparschwein mit dem eingravierten Schriftzeichen »Glück« zum Verkauf.

Beim Betreten des Gebäudes, das sich, da es über keine Eingangstür verfügte, wie ein schwarzer Schlund auftat, schlug mir ein kalter, modriger Kellergeruch ent-

gegen. Ich ließ meinen Blick zwischen den auf- und abwärts führenden Treppen und einer fest verschlossenen Aufzugtür hin und her wandern und drückte schließlich auf den durchsichtigen Plastikrufknopf. Rund um ein silbernes Dreieck, das die Richtung anzeigte, glomm orangefarbenes Licht auf. Auch dieser Rufknopf war im Stil der Neunziger gehalten, der mir aus Kindheitstagen vertraut war.

Nach einer Weile des Wartens öffnete sich mit einem Rattern die Aufzugstür. Irritierend fand ich, dass sich die Tür nicht wie die Türen anderer Aufzüge in der Mitte öffnete, sondern wie bei einem Lastenaufzug von einer Seite. Außerdem hatte die Aufzugskabine nicht nur diese eine Tür. Dort, wo sich eigentlich ein Spiegel oder die Kabinenrückwand hätten befinden sollen, war eine weitere Tür im gleichen Stil. Ich besann mich der Tatsache, dass ich an Platzangst litt, und wandte mich ganz intuitiv der Treppe in meinem Rücken zu. Das Innere des Aufzugs, der so alt war, dass man sich nicht gewundert hätte, wenn er augenblicklich den Geist aufgegeben hätte, gab mir das Gefühl, mich nicht reinlassen zu wollen. Schließlich gab ich dem inneren Drang nach und ließ die Hand, die den Rufknopf gedrückt hielt, sinken. Als hätte der Aufzug nur darauf gewartet, entzog er sein Inneres mit einem Rattern wieder meinem Blick.

Ich wandte mich um und blickte die nach oben verlaufende Treppe hoch. Über die Treppenanlage, die über keine Türen mit Stockwerksangaben verfügte, pfiff der Wind. Mit meiner warmen Hand strich ich mir

über die Gänsehaut, die sich in meinem Nacken gebildet hatte, und dachte: *Ach was, ein Gebäude mitten in der Stadt, was soll schon passieren?*

Die Arztpraxis lag im dritten Stock. Warum eigentlich befinden sich die meisten Arztpraxen im dritten Stock? War das etwa gesetzlich vorgeschrieben?

Mir derlei nutzlose Gedanken machend, stieg ich die Treppe hoch, an deren Ende schließlich eine Glastür auftauchte, die – das war nicht klar zu erkennen – entweder immer schon blickdicht gewesen oder es erst im Laufe der Zeit geworden war. An der Tür, durch deren Glasscheibe man selbst aus nächster Nähe nichts erkennen konnte, war ein grüner Aufkleber mit der Aufschrift »One Mind Clinic« angebracht.

Sollte ich einfach wieder gehen?

Ich kann nicht leugnen, dass ich einen Moment lang zögerte, andererseits hatte ich mir ja nicht ohne Grund die Mühe gemacht, herzukommen. Mit der Hand wollte ich die Tür nicht berühren, also stieß ich sie kurzerhand mit meiner linken Schulter auf und trat ein. Die Tür, an deren unterem Rand ein dicker Zugluftstopper angebracht war, erzeugte beim Öffnen ein enerzierendes Quietschen, das zu dem gleichzeitig über meinem Kopf ertönenden hellen Glockenklang in einem eigenartigen Widerspruch stand.

Nach der ganzen mühevollen Prozedur war ich nun also endlich in die Arztpraxis eingetreten und einen Augenblick lang sprachlos. Die Praxis gab einem das Gefühl, aus der Zeit gefallen zu sein. Ich konnte mir, so lä-

cherlich es klingen mag, sogar einbilden, mit einer Zeitmaschine in die Vergangenheit gereist zu sein. Es war ein Gefühl, als wäre die Zeit hier einfach stehen geblieben. Was mich an diesem Ort, an dem selbst der in der Luft schwebende Staub stillzustehen schien, in die Realität zurückholte, war eine Krankenschwester mittleren Alters, die der Eingangstür gegenüber an der Rezeption saß.

Verunsichert blickte ich auf meine Hände, die in den Enden meiner Ärmel verborgen waren. Es war ja wohl kaum vorstellbar, dennoch machte ich mir Sorgen, in ein wissenschaftlich nicht zu erklärendes Phänomen geraten zu sein und mich in ein Kind der Neunziger zurückverwandelt zu haben. Natürlich waren meine Hände unverändert, und als ich, vorbei an einem Raum, der so winzig war, dass man nicht wagte, ihn als Wartezimmer zu bezeichnen, an die Rezeption trat, zeigte der dort aufgestellte Tischkalender deutlich an, dass man sich gegenwärtig im Jahr 2023 befand.

»Haben Sie einen Termin vereinbart?«

»Nein, ich bin zum ersten Mal hier.«

»Dann füllen Sie bitte erst den Bogen aus, der vor Ihnen liegt. Es sind noch Patienten vor Ihnen an der Reihe, also nehmen Sie einstweilen Platz. Ich rufe Sie dann auf.«

Die Krankenschwester, die eine hellgelbe Strickjacke trug, sagte das, ohne mich anzusehen. Ihre ziemlich gleichgültige und ziemlich gelangweilte Stimme schien mir gut hierher zu passen. Ich nahm mit einer

unbeholfenen Bewegung auf dem Sofa Platz und blickte mich um. Auf dem Sofa saßen ein alter Mann mit Gehstock und – aus irgendeinem Grund einander abgewandt – eine Mutter mit ihrer Tochter und hielten sowohl zu den Enden des Sofas als auch zur Sofamitte den gebührenden Abstand ein. Alles, was sich in diesem Wartezimmer versammelt hatte, existierte also jeweils auf die ihm gebührende Weise. Selbst die verschwiegene Stille, in der kein einziger Ton New-Age-Musik erklang.

»Frau Jiwon Kim, gehen Sie bitte ins Behandlungszimmer!«

Ich ging mit gleichmäßigen Schritten auf das Behandlungszimmer zu. Kaum hatte ich den kalten Metalltürknauf nach rechts gedreht, hörte ich die Scharniere der alten Tür, die offenbar nicht nur außen angerostet war, quietschen, als hätten sie bereits darauf gewartet. Vorsichtig machte ich einen Schritt in den Behandlungsraum.

»Frau Kim, welche Beschwerden führen Sie denn zu mir?«

Es war eine routinemäßige Frage, und kaum hatte der Arzt mein Gesicht gesehen, das zerknautscht war wie ein Roboter mit Blechschäden, fixierte er mit zusammengekniffenen Augen ein Klemmbrett aus Plastik in seiner Hand.

»Ich ...«

»Nur zu, sprechen Sie!«

»Das Atmen fällt mir sehr schwer. Ich fühle eine

Enge in der Brust, deren Ursache mir nicht ganz klar ist.«

»Schlafen Sie nachts gut?«

»Nein, gar nicht ... In letzter Zeit schlafe ich generell schlecht. Selbst wenn ich einschlafe, so ist es nur für einen Moment, und dann plagen mich Albträume ...«

»Ist in letzter Zeit denn irgendetwas Besonderes vorgefallen? Vielleicht etwas, das Ihnen Stress verursacht?«

Der Mann, der aussah, als wäre er mindestens in seinen Fünfzigern, befragte mich in einem weichen Ledersessel sitzend. Er, der ohne seinen Arztkittel mit der in Blau aufgestickten Aufschrift »Facharzt Seo Tae-hyeong« ausgesehen hätte wie jeder andere ältere Herr in der Nachbarschaft auch, blickte mich dabei nicht an, sondern fixierte stattdessen eine Karteikarte. Ich fühlte mich zunehmend unbehaglich und umklammerte mein Mobiltelefon noch fester. Ich hatte keine Ahnung, womit ich beginnen, was ich wie erzählen sollte. Der Grund, warum die schon vor einer ganzen Weile überwunden geglaubten alten Leiden in meinem Unterbewusstsein wiedererwacht waren und nun erneut mein Leben zu verschlingen drohten, war ebenso unübersehbar wie die Tätowierung auf einem meiner Arme. Doch darüber zu sprechen, fiel mir nicht leicht.

Niemand sagte etwas, und die Stille, die den Behandlungsraum erfüllte, wog immer schwerer. Mir kam ein einzelnes Wort in den Sinn, doch beim Versuch, es

sozusagen »auszuspucken«, trieb es mir die Tränen in die Augen, sodass ich mir Mühe geben musste, beim Sprechen nicht zu weinen. Der Arzt hingegen, der mir gegenüber gerade mit völlig unleserlicher Handschrift in die Krankenakte schrieb, gab sich keinerlei Mühe, seinen gelangweilten Gesichtsausdruck zu verbergen, der zu besagen schien, dass er oft genug mit Patienten wie mir zu tun hatte. Ich schluckte und bewegte dann meine trockenen Lippen, um nach und nach einen Satz zu bilden. Meine bebende Stimme ließ die Worte, die ich von mir gab, zittern und wanken, bis sie, genau wie die Schrift des Arztes, ganz durcheinander zu Boden fielen.

»Vor einiger Zeit ... ist Mama gestorben.«

»Wie lange ist es denn her, dass sie gestorben ist?«

»Etwa sieben Jahre ...«

»Sieben Jahre?«

»Ja.«

Endlich blickte der Arzt auf und schaute mir ins Gesicht. Es war ein schwer zu deutender Blick. Ich konnte ihm nicht standhalten, also schloss ich sanft die Augen. Der Arzt seufzte laut – mir war nicht klar, ob dieses Seufzen Gutes oder Schlechtes zu bedeuten hatte – und fuhr mit seinem Stift erneut geräuschvoll über das Papier.

»Die Trauerphase dauert etwas lange, oder?«

»Die Trauerphase ... dauert lange?«

»Allerdings. Natürlich trauern wir, wenn jemand stirbt. Der Zeitraum, den Sie angeben, kommt mir aber

übermäßig lang vor. Die Trauerphase sollte doch längst abgeschlossen sein.«

Er machte eine Pause.

»Wenn man so daran festhält, kommt man nicht drüber weg. Vielmehr tritt überhaupt keine Besserung ein.«

Die Trauerphase dauert zu lange ... Ich wiederholte diese Worte mit fest geschlossenem Mund. Die Trauerphase dauert zu lange. Die Trauerphase dauert zu lange ... Ich blinzelte langsam, eingedenk dieses Satzes, den ich nicht verstehen konnte, sosehr ich mich auch bemühte. Der Zeitraum, über den hinweg ich die Traurigkeit über Mamas Tod nun schon in meinem Herzen verwahrte, dieser Zeitraum war einfach viel zu lang. Diese Worte, die ich erst nach einer Weile des Nachsinnens zu deuten wusste, schnürten mir regelrecht die Kehle zu. So sehr, dass an eine Erwiderung nicht zu denken war.

»Ich werde Ihnen vorerst Medikamente für eine Woche verschreiben. Das Medikament, das Sie vor dem Zubettgehen einnehmen, enthält ein Schlafmittel. Geben Sie also acht, wenn Sie doch noch Auto fahren müssen. Eine Woche lang beobachten wir den Effekt, und falls die erwünschte Wirkung ausbleibt, dann unterhalten wir uns noch einmal«, meinte der Arzt.

Ich hatte nicht die Kraft, etwas zu entgegnen, also schob ich den äußerst unbequemen Stuhl zurück und stand auf. Der Raum, der sich erst wie der Traum von einer Rückkehr in die Vergangenheit angefühlt hatte,

war in Wahrheit nichts weiter als die gemeine, grausame Wirklichkeit des Hier und Jetzt.

So kamen alle Einsichten über einen: viel zu spät, von Bedauern begleitet.



Ich konnte seit einigen Tagen nicht mehr schreiben. Wenn ich mich zum Schlafen hinlegte, wurde mein Körper vom Bett regelrecht abgestoßen, und die furcht-erregend stille Dunkelheit lastete erdrückend auf mir, ließ mich weder atmen noch schlafen. Immer tiefer wurden die schlaflosen Nächte, und die Tage verbrachte ich in einem Dämmerzustand, wie nicht recht bei Sinnen. Ob Tag, ob Nacht, war einerlei. Auch wenn die Sonne schon auf- und der Mond schon unterging, ich fand einfach keinen Schlaf. Je länger eine solche Folge von Tagen andauerte, umso schlimmer schmerzte mein zu zerplatzen drohender Kopf, und meine Augäpfel pochten, als wollten sie jeden Moment aus den Höhlen springen. Dem Ich, das mir aus blutunterlaufenen Augen im Spiegel entgegenblickte, war die Zeit unerträglich geworden.

War das übertriebene Unterdrücken der eigenen Gefühle das Problem? Seit meiner Kindheit schaffte ich es nicht, ehrlich mit meinen Gefühlen umzugehen. Wenn ich so darüber nachdachte, hielt ich es für durchaus möglich, dass ich am sogenannten Gutes-Kind-Syndrom litt. Ich wollte damals ein Kind sein, das alles selbstständig erledigte, und zugleich stets die Erwartungen von Mama und Papa erfüllen. Damit schien das Problem seinen Anfang genommen zu haben.

Ich besaß nur ein einziges Talent, und vielleicht war das ein Mittel zum Ablegen einer Beichte. So fuhr ich meinen Computer hoch und saß vor einem leeren weißen Bildschirm. Wenn man davon absah, dass mein Lebensunterhalt an jedem einzelnen Wort hing, das ich als Schriftstellerin zu Papier brachte, ging es jetzt nur darum, die Dinge, die sich in meinem Herzen bereits verhärtet hatten, in schwarze Buchstaben zu verwandeln und sie aus meinem Körper nach draußen zu erbrechen.

### *Denk nach! Denk!*

Auf den Cursor blickend, der blinkte, als wollte er mich antreiben, quetschte ich gegen meinen eigenen Willen Sätze aus mir heraus. Wörter, die sich ohne jede Bedeutung aneinanderreihen, schrieben sich meinen Fingerspitzen zögerlich ein, nur um sogleich wieder spurlos zu verschwinden. Was ich begonnen hatte, um Linderung, Lösung und Heilung zu bewirken, führte nur dazu, dass ich mich zugleich ohnmächtig und unfähig fühlte. Während ich im Grunde nur die schuldlose

Tastatur quälte, stieß ich einen Seufzer der Ratlosigkeit aus.

Das erste Wort, der erste Satz, der erste Absatz und die erste Seite. Das war schon immer das Problem beim Schreiben gewesen. Alte Redensarten wie »Ein guter Anfang ist die halbe Miete« und »Man muss den ersten Knopf richtig annähen« waren allesamt wahr. War der Anfang erst geschafft, dann würde es zunehmend einfacher. Ich aber brachte seit über einem Monat keinen einzigen Buchstaben zu Papier.

*Du neigst dazu, dich selbst zu sehr unter Druck zu setzen.*

Plötzlich im Geiste diese Stimme zu hören, ließ mich am ganzen Körper erstarren, als würde er gerade mit einem Seil fest verschnürt. Wessen Stimme es war, wer wann diesen Satz gesagt hatte, wusste ich nicht. Lediglich setzten sich diese Worte, die jeder, der mich kannte, gesagt haben konnte, für einen kurzen Moment im Gedächtnis fest.

*Anstatt nur in der Stube zu hocken und zu schreiben, mach doch lieber einen Spaziergang! Es heißt, dass das Gehen der beste Weg sei, auf andere Gedanken zu kommen.*

Diese Sätze, die ich in meinem Ohr einen nach dem anderen hörte, drängten mich aus dem Arbeitszimmer

hinaus. Als ich ins Wohnzimmer trat und aus dem großen Fenster schaute, war die ganze Welt grau und tot. Das Laub hatte dem schneidenden Wind nicht standhalten können und war bis aufs letzte Blatt zu Boden gefallen, und nun reckten die kahlen Zweige ihre trockenen Hände in den Himmel. Es war ein besonders kalter Winter.

Ich mochte den Winter nicht. Die kalte, feuchte Morgenluft, die langen Nächte und die Morgen, die aus der Ferne kamen. Davon abgesehen gab es ohnehin mehr Gründe, den Winter zu hassen, als ihn zu lieben. Da war meine Laune, die es den ohne Ende fallenden Minustemperaturen gleichtat, da war die grimmige Kälte, die nicht zuließ, dass man auch nur einen einzigen Schritt vor die Haustür setzte. Wie ein Bär, der seinen Winterschlaf hielt, verzog ich mich in eine dunkle Höhle, sobald sich der Herbst verabschiedete.

Dass ich heute dennoch auf den Gedanken gekommen war, einen kleinen Spaziergang zu machen, lag an einer Geschichte, auf die ich vor nicht allzu langer Zeit im Internet gestoßen war. Sie besagte, dass die Inuit, wenn sie sich ärgerten, einfach ohne Ziel drauflosgingen, bis ihr Ärger verflogen war. Dass sie eine ganze Weile liefen, bis sich ihr Ärger legte, und erst innehielten, wenn sie sich nach einem weiteren Stück Weges völlig beruhigt hatten, um dann den gesamten Weg wieder zurückzulaufen. Dass dieser Rückweg als Weg der Buße und des Verzeihens beschrieben wurde, hat mich besonders bewegt. Ich zog mir das wenige, was ich an

Winterkleidung besaß, an und trat vor die Haustür. Die Metalltür fiel hinter mir schwer ins Schloss.

Es war noch nicht allzu lange her, dass ich hierher umgezogen war. Weil es gleich seit meiner Ankunft Winter geworden war, kannte ich mich in der Gegend noch kaum aus. Also marschierte ich einfach drauflos, wohin auch immer meine Füße mich tragen mochten. Ich steckte die Hände in die Taschen meiner dicken Steppjacke und ging und ging, mit jedem Ausatmen weiße Wölkchen ausstoßend, ziellos vor mich hin.

Der unwirtliche Wind, der blies, als wollte er mir demnächst ins Fleisch schneiden, ließ mich am ganzen Körper erschaudern. Während ich so vor mich hinlief, erinnerte ich mich an jenen Tag, an dem ich die in der Arztpraxis erhaltenen Medikamente in einen Müll-eimer warf.

»Die Trauerphase dauert etwas lange, oder? Natürlich trauern wir, wenn jemand stirbt. Der Zeitraum, den Sie angeben, erscheint mir aber übermäßig lang. Die Trauerphase sollte doch längst abgeschlossen sein.«

Die Sätze, die ich an dem Tag in der Arztpraxis gehört hatte, hatten sich in meinem Gedächtnis festgesetzt wie breiiger Matsch. Die Zeit, die ich, nachdem ich bezahlt und den nächsten Termin vereinbart hatte, damit zubrachte, im Wartezimmer sitzend auf die Medikamentenausgabe zu warten, hatte sich eigenartig schleppend angefühlt. Mir kam es vor, als hätte jemand mit Absicht ein neues Konzept von Zeit eingeführt. Die scharfrandig auf dem Handydisplay aufscheinenden

den Ziffern schienen überhaupt nicht mehr umspringen zu wollen. Der von allen verlassene Behandlungsraum wirkte wie verwaist, und ich verlor zusehends die Geduld. Doch da flog plötzlich die Eingangstür der Praxis auf, von der ich angenommen hatte, dass sie sich auf keinen Fall noch einmal öffnen würde, und ein Mann betrat das Wartezimmer.

Keuchend lief er an der Rezeption vorbei, stieß wuchtig die Tür zum Behandlungsraum auf und trat ein. Aber der Arzt war nicht mehr in dem Zimmer. Er hatte die Praxis vorzeitig verlassen, da keine weiteren Patienten auf Behandlung warteten.

»Hallo, ist hier denn niemand?! Hallo!«, rief der leichenblasse Mann in Richtung des Medikamentenzimmers hinter der Rezeption.

Daraufhin stellte er sein nervöses Umherschweifen ein, richtete sich plötzlich gerade auf und blickte auf die Armbanduhr an seinem linken Handgelenk. **Tick. Tick.** Ich bildete mir ein, dass mit jedem Zucken der in alle Richtungen des Raumes umherspringenden Pupillen des Mannes das beklemmende Ticken seiner Uhr deutlich hörbar an mein Ohr drang. Der Mann fingerte weiter nervös an seiner Armbanduhr, als handelte es sich um einen kostbaren Schatz. Seit wann auch immer er diese Angewohnheit haben mochte, das Uhrgehäuse glänzte immer noch wie neu, während das dunkelblaue Lederarmband im Vergleich dazu zu locker saß und ausgebllichen war.

»Hallo! So kommen Sie doch raus! Hier stirbt jemand!«

*Es stirbt jemand.*

Als könnte er es keine Sekunde länger ertragen, rief der Mann noch einmal in Richtung des Medikamentenzimmers. Auch wenn es sicher nur im Zorn dahergesagt war, versetzte mir dieser kurze Satz einen Stich ins Herz. Im Ohr hatte ich einen Pfeifton, und der eigentlich flache Fußboden hob und senkte sich wie eine Welle. Ich schloss die Augen und neigte den Kopf zur Seite. Es war eine Art Abwehrmaßnahme gegen Panikattacken.

»Hallo ... Bitte ...«

Der Minutenzeiger der Uhr an der Wand rückte weiter. Als der Mann sah, dass eine weitere Minute vergangen war, biss er sich auf seine zitternden Lippen und hörte auf zu rufen. Obwohl wir uns im selben Raum befanden, waren der Mann und ich völlig getrennt, als existierten wir an verschiedenen Orten. Nun, da er den Mund hielt, herrschte im Wartezimmer nur noch eine trostlose Stille.

»Frau Jiwon Kim, Ihre Medikamente!«

Wie viel Zeit wohl vergangen sein mochte? Gerade in dem Moment, als sich der von sich selbst erschöpfte Mann vor der Rezeption auf einen Stuhl plumpsen ließ, rief eine Krankenschwester, die aus dem Medikamentenzimmer kam, meinen Namen. Mit großer Vorsicht

bewegte ich mich an dem Mann, der seinen Fokus verloren hatte, vorbei, nahm die Tüte mit den Medikamenten entgegen und verließ eilig die Arztpraxis.

Als ich die Treppe hinunterlief, hörte ich ein Rascheln aus der Medikamententüte in meiner Hand. Die Beratung selbst, so schien mir, hatte keine fünf Minuten gedauert, doch es war viel zu viel Zeit für andere Dinge draufgegangen. Mit Verlassen der Arztpraxis empfand ich erstmals Bedauern darüber, auf diese Art und Weise eine Menge wertvoller Zeit verloren zu haben.

Mir kamen abwechselnd die völlig leeren, emotionslosen Augen des Arztes und die vor Emotionen schier überfließenden Augen des Mannes in den Sinn. Und dann warf ich, geradeso, als folgte ich einem festgelegten Ablauf, die Medikamententüte in einen der Müllheimer am Straßenrand.

Seither waren drei Wochen vergangen. Das hatte ich nun vom achtlosen Wegwerfen der verschriebenen Schlaftabletten: Ich litt unter schlimmer Schlaflosigkeit. Doch das Medikament war mir vorgekommen wie ein Gift, das ich auf keinen Fall einnehmen durfte. Ich hatte die böse Vorahnung verspürt, dass mir beim Anblick der prall gefüllten Medikamententüte jedes Mal beides gleichzeitig einfallen würde: das Unbehagen, das mir der Arzt verursacht hatte, und die Angst, die mir der Mann eingeflößt hatte. Und immerhin war es ja möglich, dass die Heilung dieser Krankheit auf ganz andere

Weise erfolgen würde als durch die aus allerlei chemischen Substanzen hergestellten Tabletten.

Hui! Einen Moment lang streifte das Geräusch eines scharfen Windes meine Ohren. Eine Windböe hatte mich hart wie eine feste Ohrfeige getroffen. Ich stand da und schüttelte den Kopf wie ein Träumer. Und bald darauf – Tok! Tok! – klopfte mir etwas auf die Schultern. Völlig unerwartet fiel plötzlich Regen! Offenbar hatte es sich bei dem grauen Himmel draußen vorm Fenster um keine Wintereinsamkeit, sondern um eine Ansammlung von Feuchtigkeit gehandelt. Jetzt, da ich ihm schutzlos ausgeliefert war, war mir dieser plötzliche Regen nicht mehr so willkommen, wie ich es mir drinnen im Haus noch ausgemalt hatte. Ich spannte meinen so gut wie nutzlosen Taschenregenschirm auf und flüchtete mich sofort unter den nächstbesten Dachvorsprung. Mitten im Winter mit Wasser übergossen zu werden, ließ mich unter einem derart starken Frösteln erschaudern, dass ich mit den Zähnen klapperte.

»Wirklich ... Es geht auch alles schief!«

Ich war gerade verzweifelt darum bemüht, dem Regen aus dem Weg zu gehen, und bot dabei wohl einen einer durchnässten Maus nicht unähnlichen Anblick, als mir plötzlich dieser Gedanke in den Kopf schoss. Einerseits glaubte ich, dass ich auf die mir eigene Art ein einigermaßen erträgliches Leben lebte, andererseits drängte mich die Welt immer wieder an den Rand des Abgrunds, als wäre es das, was sie für mich vorgesehen hatte. Alles, was ich anfasste, kippte, fiel zu Boden,

barst, lag in Scherben. Und nun also selbst schon Blitze aus heiterem Himmel! Der Regen traf den Körper, doch da war auch dieser unberechenbar wehende Wind, der mir das Gefühl gab, ich hätte ein Loch in der Brust.

*Es stirbt jemand!!!*

Hatte es sich für den Mann damals so angefühlt? Sein Ruf, so inständig, als griffe er nach dem allerletzten Strohhalm, hallte in meinen Ohren nach. Was um alles in der Welt hatte diesen Mann in eine solche Verzweiflung getrieben? Ich schüttelte mir die Regentropfen von der Kleidung und vom Kopf, als wären es abschweißende Gedanken. Der Regen wurde immer heftiger.

Peng, peng! Ich hörte Regen, der sich anhörte wie Gewehrschüsse. Ein wenig zeitverzögert blickte ich nach oben und stellte fest, dass es sich bei jenem Teil des Dachvorsprungs, den ich glücklicherweise gemieden hatte, um keine Plastikmarkise, sondern um eine rostige Schieferabdeckung handelte. Genau besehen war sogar die Plattform, auf der ich stand, abgenutzt und hatte hier und da Löcher. Eine Weile lang stand ich nur benommen da, dann trat ich einen Schritt zurück, schaute mich um und fand, dass das Gebäude selbst sehr alt sein musste. Auch die Rahmen der Flächen aus blickdichtem Milchglas, ein Element an einstöckigen Gebäuden, das heutzutage kaum noch zu finden war, waren hier aus altem Holz gefertigt. An der Eingangstür, die, so kam es mir vor, jeden Augenblick

mit einem knarrenden Geräusch zur Seite geschoben werden würde, stand das Wort »offen«.

»Was ist das hier eigentlich?«

Unter dem Dachvorsprung, von wo aus keine Bemalung zu sehen war, war darüber so gut wie nichts in Erfahrung zu bringen. Auch der üblicherweise am Fenster angebrachte Aufkleber mit den Öffnungszeiten fehlte. Mir blieb nichts anderes übrig, als in den strömenden Regen hinauszulaufen. An der Fassade des Gebäudes war nämlich, auch wenn ich es durch den dichten Schleier des mit furchterregender Intensität niedergehenden Regens kaum erkennen konnte, ein kleines Schild angebracht.

#### BUCHHANDLUNG D. E.

»Buchhandlung D. E.? Das ist aber ein ungewöhnlicher Name!«

Ich ging zurück unter das Dach und schüttelte mir den Regen von der Kleidung und aus den Haaren. In dem Moment streifte ein warmer Luftzug meinen Nacken und schlug mit einem Klopfen – Tok! – gegen die geschlossene Tür der Buchhandlung. Ich blickte mich um, als litte ich unter Verfolgungswahn. Dabei fiel mir auf, dass die Schiebetür der alten Buchhandlung gerade einen Fingerbreit offen stand. Ich musste blinzeln. Mir schien, als würde dieser Regen nicht so bald aufhören, und dazu, den ganzen Weg, den ich ziellos durch den kalten Regen hergelaufen war, nun wieder bis nach

Hause zurückzulaufen, konnte ich mich nicht aufraffen.

»Eine Buchhandlung also ... müsste da nicht irgend etwas Brauchbares zu finden sein?«

Ich wünschte mir, in dem Laden auf ein Fünkchen Hoffnung zu stoßen, etwas, das half, meine Schreibblockade zu durchbrechen. Es kam vor, dass ich ganz unerwartet von der guten Schreibe anderer inspiriert wurde. Und da ich ohnehin reichlich Zeit hatte, dachte ich mir, dass es jedenfalls keine schlechte Idee wäre, sich mal in dieser Buchhandlung umzusehen. Ich streckte meine Hand durch den offenen Türspalt und öffnete die Schiebetür. Die kastanienbraune Tür, an der hier und da bereits die Farbe abblätterte, ließ sich wider Erwarten ganz sanft ohne jedes Knarren aufschieben. Nachdem ich den Laden betreten und die Tür in ihre Ausgangsposition zurückgeschoben hatte, verklang das Geräusch des Regens, als habe es sich um eine Täuschung gehandelt. Ich bewegte mich mit vorsichtigen Schritten weiter in das Innere der Buchhandlung hinein, die mir ganz und gar nicht den Eindruck machte, besonders viel Kundschaft anzuziehen.



Wie seltsam!

Draußen hat es doch eindeutig geregnet! Es war sogar ein ausgesprochen heftiger Regen, wie ein sommerlicher Wolkenbruch. Erst nur ein paar Tropfen, dann bald schon Bindfäden, und schließlich richtige Schwalle. Dieser Regen, der auf meinen vor Verwirrung reglos ausharrenden Körper niederprasselte und das Grau des Asphalts ganz schwarz färbte, zerstob beim Aufprall mit einem Getöse, das in den Ohren schmerzte. Dennoch schien das Schließen der dünnen Schiebetür auszureichen, um dieses Himmel und Erde erschütternde Getöse völlig auszusperren. Hatte es mit meinem Gefühl zu tun, die Welt sei einen Moment lang völlig verstummt? Oder hatte mir der Tinnitus, der sich als eine Folgeerscheinung meiner nicht enden wollenden Schlaflosigkeit seit ein paar Tagen wie ein Schat-